

Michael Latzer, Ursula Maier-Rabler, Gabrielle Siegert, Thomas Steinmaurer (Hg.): Die Zukunft der Kommunikation. Phänomene und Trends in der Industriegesellschaft

Innsbruck, Wien: Studien Verlag 1999 (Reihe „Beiträge zur Medien- und Kommunikationswissenschaft“, hg. von der österreichischen Gesellschaft für Kommunikationsfragen, Bd. 4), 372 S., ISBN 3-7065-1384-6, DM 61.50

Die zahlreichen unterschiedlichen Beiträge dieser Dokumentation der „Kommunikationswissenschaftlichen Tage 1998“ der Österreichischen Gesellschaft für Kommunikationsfragen verbindet die kritische Abgrenzung von den in Teilen monokausal-technizistischen Medientheorien der letzten Jahre. Denis McQuail leitet im Einleitungsreferat die spezifisch kommunikationswissenschaftliche Perspektive auf den Wandel der Informationsgesellschaft durch die digitale Revolution aus der Differenz zu eben solchen medienwissenschaftlichen Ansätzen ab: „[...] ‘medium theory’ does not stand or fall according to its own persuasiveness, internal logic or direct support in evidence. Its ideas have to be applied and tested in each relevant

domain of social life or human behaviour, where other ideas and other knowledge is also relevant. While there is always a place for creative thinking about intrinsic properties of different media, it is not fruitful to pursue the goal of an all-embracing media theory based only on this materials.“ (S.19) Tatsächlich scheint der permanente Wandel der medienwissenschaftlichen Diskurse mit seiner exzessiven Adaption jeweils neuester technischer Hervorbringungen und deren baldiges Abstreifen, wenn sie in den Alltag der digitalen Kommunikation absinken, mittlerweile auch im Fach selbst auf Unbehagen zu stoßen, so dass heute alle jenen vieldiskutierten Prognosen über Avatare, Chatroom, Cyberspace etc. nur noch als futurologische Aufmerksamkeitsstrategien erscheinen. Können also die Kommunikationswissenschaften hier ein kritisches Korrektiv darstellen, wie McQuail meint: „If nothing else this is a caution against prophets of utopia [...]“ (S.12).

Der vorliegende Band stellt in begründeter Selbstbeschränkung gegenüber der „Zukunft der Kommunikation“ eher den Diskussionstand zu deren Gegenwart vor: „Als zentrale Trends der gegenwärtigen Entwicklung wurden die Phänomene der Individualisierung, der Konvergenz von Telekommunikation, Medien und Computer, die durch die digitalen Netzwerke veränderte Räumlichkeit und der Aspekt der Selbstreferenzialität der Medien aufgegriffen und in separaten Panels diskutiert. In unterschiedlicher Intensität widmeten sich die Beiträge sowohl den gesellschaftlich-technischen Aspekten der Medien als auch den ökonomisch-politischen Fragen, den Medieninhalten ebenso wie dem Mediensystem, den Produzenten wie den Rezipienten und Konsumenten.“ (S.9) Was wäre nun die spezifisch kommunikationswissenschaftliche Perspektive?

Roland Burkart fasst die Kernkompetenz des Faches im Sinne fast aller hier versammelten Ansätze knapp zusammen: „Einerseits der Umstand, dass ‘Medien’ neben ihrem kommunikationstechnischen Potenzial stets auch als ‘Organisationen’, d. h. als ziel- und zweckgerichtete und tatsächlich auch zweckerfüllende Sozialsysteme zu begreifen sind und daher auch verschiedene Leistungen erbringen – systemtheoretisch gesprochen: funktionale aber auch dysfunktionale Folgen nach sich ziehen. [...] Andererseits die Tatsache, dass Medien stets auch als ‘Institutionen’ zu sehen sind und damit als Erbringer bestimmter unentbehrlicher Leistungen in das gesellschaftliche Regelungssystem mehr oder weniger eingebracht werden. Es hängt dann von der politischen und ökonomischen Organisation der jeweiligen Gesellschaft ab, wie sie diese neu entstehenden ‘Medien’ in ihren Dienst nimmt oder ob (und wie) sie verhindert, dass solche Medien überhaupt in Dienst genommen werden.“ (S.68)

Tatsächlich aber radikalisieren viele Beiträge zur „Zukunft der Kommunikation“ nicht weniger einseitig die eigene fachspezifische Zugriffsweise, so dass am Ende auch hier nur ein ontologisierendes Primat sozialer Funktionalität herauskommt, das gleichermaßen technische wie anthropologische Bedingungen zu relativ irrelevanten Restgrößen erklärt. Joachim R. Höflich beispielsweise dekonstruiert so den ‘Mythos vom umfassenden Medium’ im Panel ‘Konvergenz’: „Mit solcher

Perspektive ist verbunden, dass sich der Charakter des Mediums nicht in einem technischen Sinne festmachen lässt. Ein Medium ist, mit anderen Worten, kein schieres technisches, sondern ein soziales (sozial konstruiertes) Artefakt, dessen Bedeutung auf einem sozial etablierten (standardisierten, institutionalisierten) Gebrauch gründet. Das wiederum kann dazu führen, dass sich eine technische Konvergenz [z. B. zwischen PC und TV auf digitaler Grundlage, N.M.S.] nicht notwendigerweise in einer Konvergenz des Gebrauchs widerspiegelt.“ (S.44) So sehr man dem zustimmen kann, bleibt doch festzuhalten, dass, wenngleich das Medium eben kein schier technisches, es doch *auch* ein technisches ist, das gleichermaßen die Rahmenbedingungen der sozialen Konstruktion wie deren historische Genese wesentlich mitbestimmt. Insofern ist zu fragen, ob denn die Beschränkung auf irgendeine Kernkompetenz überhaupt noch sinnvoll sein kann.

Hartmut Winkler stellte bezüglich des Binnendiskurses der Medienwissenschaften noch jüngst fest, dass jeder monokausale Begründungsversuch zwischen sozialem Funktionalismus und technikorientiertem Materialismus nur zu einem unaufhebbaren Dilemma zwischen nicht vermittelbaren universalontologischen Theoriealternativen führt. (Hartmut Winkler: „Die prekäre Rolle der Technik. Technikzentrierte versus ‘anthropologische’ Mediengeschichtsschreibung“, in: *Über Bilder Sprechen. Positionen und Perspektiven der Medienwissenschaften*, hg. von Heinz-B. Heller et. al., Marburg 2000). Genau dies gilt auch für das Verhältnis von Medien- und Kommunikationswissenschaft. Letztere – insbesondere die Publizistik – legitimiert sich angesichts des Verlustes ihrer einstmals klar definierten Gegenstände – Presse, Massenmedien etc. – durch die Behauptung des Primats ihrer spezifischen Methoden, von denen dann wieder ganz nebenbei auf das Primat ihrer Objekte im historischen Prozess geschlossen wird. Nun, das sind die üblichen Handlungsrollen des Wissenschaftsbetriebes. Wenn sich die Medienwissenschaft demgegenüber als theoretische Avantgarde etablieren will, sollte sie, anstatt den einen Substantialismus nur durch einen anderen zu ersetzen, die komplexen interdependenten Zusammenhänge zwischen medialem und sozialem Wandel thematisieren und die Frage nach Henne und Ei beruhigt ihren Konkurrenten überlassen.

Norbert M. Schmitz (Wuppertal)